

Mohamed Farag

*Long Term Plans*

خطط طويلة الأجل

Translation by Sandra Hetzl (German)

# LANGZEITPLÄNE

Kurzgeschichten

*Es gibt eine Zeit im Leben, meist ist es die Jugend, da glaubt man, entweder verhält sich die Welt so, wie man es sich vorstellt, oder sie bricht zusammen und löst sich auf. Mit der Zeit aber bricht man selbst zusammen und löst sich auf, während die Welt vollkommen übergangslos von einer Hysterie in die nächste gleitet.*

## **Der Taschentucheffect**

Gestern habe ich meine Brille verloren. Das war schon immer eine meiner allergrößten Ängste. Seit ich denken kann, bin ich Brillenträger. Ich bin schon extrem kurzsichtig zur Welt gekommen und als Zweijähriger trug ich bereits eine Brille. Jeden Morgen, wenn ich aufwache, ist das Erste, was ich tue, nach meiner Brille zu tasten. Wenn ich sie nicht augenblicklich da finde, wo ich sie am Vorabend hingelegt habe, gerate ich in Panik. Als Kind, als mein Bewegungsdrang größer wurde, bläute mein Vater mir immer äußerste Vorsicht ein, meine Brille bloß nicht zu zerbrechen. Nach und nach ließ ich das Rennen sein, um keinen Sturz zu riskieren und meine dicke Brille nicht zu gefährden. In der Schule mied ich Mannschaftsspiele wie die Pest, denn sie boten natürlich besonders viel Gelegenheit dazu. Zwei oder drei Mal geschah es im Laufe meiner Grundschulzeit dann doch, und mit jedem Zerbrechen wurden die Mahnungen lauter und mein Radius kleiner. Meine Angst um die Brille bestimmte jede meiner Bewegungen. Ich raufte mich nie und war immer auf der Hut, niemanden zu provozieren und mich nicht provozieren zu lassen. Ein wenig half mir dabei meine große Statur. Meine Angst ließ mich wirken wie ein riesiges, stilles Kind.

Im Teenageralter hätte sich so mancher schlechtere Mitschüler meinen Körperbau gewünscht, um wenigstens in den Prügeleien mit Jungs aus anderen Schulen und Vierteln gut abzuschneiden, bei denen es meist um Mädchen ging. Ich redete mich in solchen Fällen immer altklug heraus und erzählte meinen Freunden, Gott habe mich deshalb mit diesem ruhigen Gemüt erschaffen, damit ich niemanden verprügeln würde. Denn wäre ich nicht nur groß, sondern auch noch hitzköpfig und ein

Schläger, würde ich einen böartigen Riesen abgeben. Insofern sei es so einfach besser. So würden weder ich, noch die Anderen Schaden nehmen. Dabei war es vor allem meine Brille, die keinen Schaden nehmen durfte.

Ohne Brille sehe ich die Welt wie durch tausend Schleier und die Menschen als bloße Schemen mit verschwommenem Gesicht. Gelingt es mir doch einmal, jemanden zu erkennen, dann nur, weil ich ihn kurz vorher durch die Brille gesehen habe. Muss ich draußen kurz meine beschlagenen Brillengläser abwischen, werden Passanten zu Phantomen mit Kopf und Rumpf, die auf Stelzen gehen, und Autos zu fahrenden Kisten. Dabei weiß ich natürlich, dass die, die da die Straße überqueren, Menschen sind, und dass das, was dort fährt, Autos sind. Aber in Momenten ohne Brille ist mir die Welt ein einziges Konglomerat aus wabernden Geisterformen.

Gestern jedoch, als ich meine Brille verlor, war es, wenn ich ehrlich bin, gar keine Unachtsamkeit. Es war genau genommen nicht einmal ein Versehen. Ich war es, der sie von der hohen Brücke ins Wasser geworfen hat. Eigentlich hatte ich vorgehabt, mich umzubringen. Mich selbst hinab zu stürzen. Keine Ahnung, warum ich erst die Brille hinunter werfen wollte. Eigentlich war es auch nicht nur die Brille. Da war auch noch ein Stofftaschentuch. Ich wollte Brille und Taschentuch vorschicken, und dann selbst springen. Die Brücke war hoch. Das Wasser war extrem blau. Gewaltig schob es sich unter mir durch das Flussbett vorwärts. Ich sah die Brille fallen, dann das Taschentuch. Keine Ahnung übrigens, warum ich auch das Taschentuch noch mit hinein warf, eigentlich benutze ich es nie. Aber in dem Moment fiel mir plötzlich dieser dämliche Witz ein, den Papa uns früher immer erzählte: Ein Beamter, der im siebten Stock wohnt, geht eines Tages die Treppe hinunter, auf dem Weg zur Arbeit. Da fällt ihm ein, dass er sein Stofftaschentuch und seine Armbanduhr oben vergessen hat. Von der Straße aus ruft er seiner Frau zu, ihm die Sachen runter zu werfen. Die Frau schmeißt die Uhr vom Balkon, die komplett zerdeppert unten ankommt. Da brüllt der Mann seine Frau an: „Aber beim Taschentuch passt du gefälligst auf!“

Mein Vater war kein großer Witzeerzähler. Er kannte nur eine Handvoll auswendig, und alle waren in unterschiedlichem Grade dämlich. Der mit der Uhr und dem Taschentuch war einer der ersten, die ich von ihm gehört habe. Mit den Jahren aber verlor der Witz für mich seine schenkelklopperische Dumpfheit. Ich begann, einen tieferen Sinn in ihm zu sehen. Der Satz „*Aber beim Taschentuch passt du gefälligst auf!*“ wurde in meiner Jugend zum Vorzeichen für Vieles, was ich tat. Beispielsweise, wenn ich Unmengen an Geld für blödsinnigen Quatsch ausgab, nur um mich dann an einer vergleichsweise günstigen Kleinigkeit aufzuhängen, die ich unter dem Vorwand der Sparsamkeit partout nicht kaufen wollte. „*Aber beim Taschentuch passt du gefälligst auf!*“ war ein Lebensmotto.

Man lenkt die Aufmerksamkeit auf das Nebensächliche. Ich habe so viel für Nebensächliches verschwendet. So viel Zeit, für Dinge, die keinerlei Sinn ergeben. Für Menschen, für Partys, für Reisen und Jobs. Und dafür Vieles nicht getan, das mein Leben womöglich verändert hätte.

Mit dem Älterwerden veränderte sich das Bild, das ich von meinem Vater hatte. Seine plumpen Witze erschienen mir mehr und mehr wie die Prophezeiungen eines weisen, weitsichtigen Mannes, der die Wesen seiner Kinder bis ins kleinste Detail vom ersten Augenblick anerkannt hat, seit er sie als Babys auf dem Arm hielt. Ein Mann, der von Anfang an vorausgesehen hatte, dass es ihr Schicksal war, krankhaft sinnlosen Dingen hinterher zu rennen. Vielleicht.

Als ich sah, wie die Brille schnell in den reißenden Fluss fiel, und wie das weiße Taschentuch ihr langsam hinterher segelte, überkam mich eine lähmende Angst. Die Welt in ihren Einzelheiten löste sich in Nebel auf. Ich hatte keine Ahnung, wie ich es zurück nach Hause schaffen sollte. Die Idee mit dem Selbstmord hatte ich verworfen. Ich stützte mich auf das Geländer der hohen Brücke, schöpfte Atem. Da fiel mir ein, dass ich ja noch eine Ersatzbrille zu Hause hatte. Das beruhigte mich ein wenig.

### **Gewissheit**

Ich wusste, sie würde kommen. Ich wusste es schon, bevor ich sie sah. Gesehen habe ich sie überhaupt nur ein einziges Mal, dafür aber umso mehr von ihr gehört. Einen jungen Offizier soll sie geheiratet haben, mit neunzehn, der dann nur sechs Jahre später im Kampf gegen Aufständische tödlich verletzt worden sei und sie als fünfundzwanzigjährige Witwe mit zwei Kindern zurückgelassen habe. Ich hörte auch, sie sei geschieden. Ihre Eltern hätten sie gezwungen, die Uni zu verlassen um einen Mann zu heiraten, der fünfundzwanzig Jahre älter war als sie und der sie jedes Mal vor dem Sex schlug. Nach einer Weile, wegen der vielen Tränen, die sie jedes Mal dabei vergoss, bekam sie ein Kind von ihm, ein Mädchen, mit dem sie abhaute und ihren Eltern drohte, sich umzubringen, wenn sie ihr nicht die Einwilligung zur Scheidung gaben. Es hieß auch, sie sei von zu Hause abgehauen, noch im vierten Semester, hätte einen zwei Jahre älteren Kommilitonen geheiratet, ihre Kleinstadt verlassen und sei mit ihm in die Hauptstadt gezogen. Als sie ihrem Mann mit seinen Affären auf die Schliche kam, reichte er die Scheidung ein. Sie weigerte sich, wieder zu ihren Eltern zu ziehen, die ihr ohnehin gesagt hatten, sie sei in ihren Augen gestorben.

Die Geschichten waren viele, und wenn ich gewollt hätte, hätte ich noch mehr Geschichten über sie hören können. Doch ich war müde. Ich wollte einfach nur schlafen.

Ich wachte auf, im Haus meiner Mutter. Es wirkte fremd auf mich. Ich weiß, ich bin viel zu selten hier, aber es sah alles so fremd aus, es schien mir nicht einmal unser Zuhause zu sein. Eher das Haus der Nachbarin meines Großvaters, in dem ich zuletzt als Kind gewesen war. Die Nachbarin war einige Jahre vor dem Tod meines Großvater verstorben, und das ist auch schon etliche Jahre her.

Wir waren im Erdgeschoss und das Zimmer hatte ein Fenster, das auf die Straße zeigte. Unter dem Fenster stand ein Bett. Darauf schlief ich. Neben dem Bett saß meine Mutter schweigend auf dem Boden. Sie trug schwarze, ländliche Kleidung. So hatte ich sie noch nie gesehen. Dann kam sie herein. Sie trug ein ärmelloses schwarzes Abendkleid, das etwas oberhalb der Knie aufhörte, dazu durchscheinende schwarze Seidenstrümpfe. Sie selbst war hellhäutig und trug die Haare kurz.

Sie legte sich neben mich aufs Bett. Sie rollte sich zusammen und wandte sich mir zu. Durch den langen, schwarzen Seidenstrumpf hindurch sah ich ihre Zehen, die begannen, sich an meinem Fuß zu reiben, als wollten sie gewärmt werden. Ihre Füße fühlten sich freundlich an, und ihr Rücken, der sich an mich drängte, erregte und verwirrte mich. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Sollte ich sie umarmen? Oder sie sich einfach weiter an mir reiben lassen? Meine Mutter saß immer noch neben dem Bett, in ihrer ländlichen Kleidung und schwieg.

### **Dienstreise**

Letzten Endes haben sie mich mit der Dienstreise beauftragt. Ich hatte lange versucht, mich davor zu drücken, aber im Grunde war es vollkommen naheliegend, das lässt sich nicht leugnen: Es ging um meine Heimatstadt und ich war der Einzige aus unserem Team, der den Ort kennt. Meinem Chef gegenüber argumentierte ich trotzdem noch, ich sei schon ewig nicht mehr dort gewesen und die Stadt habe sich seither so verändert, dass es überhaupt keinen Unterschied machte, ob man nun mich oder einen beliebigen anderen Kollegen dort hinschickte. Doch mein Chef sah das anders, und ich musste hin.

Es ging um eine Kleinigkeit. Ich sollte jemanden von der Geschäftsführung begleiten für eine Evaluierung der Bauvorhaben, die unsere Abteilung in meiner alten Stadt hat. Vor allem ging es um ein Projekt, das vor langer Zeit begonnen und noch immer nicht fertiggestellt worden war. Immer wieder waren die Arbeiten pausiert und wieder aufgenommen worden. Als man uns das Projekt anfangs vorstellte, fand ich verwunderlich, dass es überhaupt jemanden gab, der dort investieren wollte, hielt aber mich komplett raus, damit nicht noch jemand auf die Idee käme, mich

hinzuschicken. Seit ich mit meiner Familie weggezogen war, war ich nicht mehr dort. Wir haben da zwar immer noch ein Haus, aber keiner fährt mehr hin.

Ich war Vertreter der Geschäftsführung schon auf ähnlichen Dienstreisen begleitet, und dabei geht es um gar nichts. Nur darum, sich abwechselnd anerkennende Phrasen zuzuspielen, jeweils einmal als Fragesatz und dann in Form einer Antwort, die am Besten ein Verb in der Zukunftsform beinhaltet, was gegenüber der Geschäftsführung bekräftigen soll, dass die entsprechenden Arbeit weiterläuft, in Planung ist oder bald abgeschlossen sein wird. Anschließend schreibt jeder seinen Bericht, der sich in fast nichts von dem des Anderen unterscheidet, und schickt ihn an die zuständige Stelle. Und damit ist die Sache erledigt, bis zur nächsten Dienstreise.

Anfangs brachte ich solchen Aufträgen noch Enthusiasmus entgegen. Ich erstellte ausführliche, wahrheitsgetreue Präsentationen, über den Arbeitsprozess und die Schwierigkeiten, mit denen das Projekt zu kämpfen hatte, und machte Lösungsvorschläge. Aber mit der Zeit und den wiederholten Zurechtweisungen durch meinen direkten Vorgesetzten, lernte ich Auftrag für Auftrag, dass alles, was ich tat, die Arbeit eher aufhielt, als dass es ihr nützte. Denn das Eingeständnis, dass es überhaupt Probleme gibt, bedeutet für die Führungsebene nur, dass unsere Abteilung nicht das tut, was sie sollte. Was wiederum bedeutet, dass sie uns mehr kontrollieren und unter die Lupe nehmen, wodurch weitere Fehler zu Tage kommen, die uns am Ende allen zur Last gelegt werden. Das habe schon einmal dazu geführt, dass einer der einfältigeren Kollegen, wie mein Vorgesetzter es ausdrückte, um ein Haar entlassen worden wäre.

Von nun an war ich mir meiner Grenzen durchaus bewusst und hielt meinen Spielraum betont klein. Erfolgreich wollte ich nicht mehr sein, meine Arbeit kündigen wollte ich auch nicht. Ich tat nur noch genau das, was man von mir verlangte und keinen Deut mehr. Mein einziger Ehrgeiz bei der Arbeit war es, von niemandem bemerkt zu werden. Und lange Zeit gelang mir das auch. Bis ich irgendwann gar nicht mehr wusste, warum ich überhaupt da war. Der Weg zur Arbeit, die Zeit im Büro und der Nachhauseweg waren wie Körperfunktionen, die man ausführt, ohne ihnen viel Beachtung zu schenken.

Als wir die Planung der Dienstreise durchsprachen, stellte sich heraus, dass wir – die Vertretung und ich – im selben Zug fahren würden, aber jeweils in unterschiedlicher Wagenklasse. Egal. Das war im Grunde sogar besser. Ich wollte keine stundenlange Zugfahrt über leere Phrasen dreschen müssen, zumal ich ohnedies nicht mehr wusste, wie so etwas ging.

Außerdem erfuhr ich von meinem Vorgesetzten, die Vertretung würde diesmal eine junge Frau sein. Er fing gerade an, sie mir zu beschreiben, damit ich sie später leichter erkennen würde, doch ich hörte ihm schon nicht mehr zu. Hängen blieb bei mir nur, dass sie jung war, was wahrscheinlich hieß, dass sie irgendwie bescheuert war. Sie würde mir wahrscheinlich von ihrer einzigartigen Lebenseinstellung erzählen, von ihrem Veränderungswillen und ihren Versuchen, frischen Wind in die Firma zu bringen – was genau das bedeutete: dass sie bescheuert war. Junge Menschen sind meistens bescheuert, nur wissen sie es nicht. Erst, wenn sie nicht mehr jung sind und anderen jungen Leuten zusehen, dann dämmert es ihnen.

Ich hoffte, die Dienstreise würde schnell vorbei sein, damit ich mich wieder in meiner Höhle verkriechen konnte.

Ich stand zum Rauchen auf dem Wagenübergang und ließ mich durchrütteln, bis meine Rauchschwaden wellenförmig wurden, als aus dem Wagen vor mir eine junge Frau mit brauner Haut gelaufen kam. Wobei, ganz richtig ist das nicht. Genaugenommen war ihre Haut schokofarben und ihre Haare lang und wellig. Sie war eine schöne Frau. Sie stellte sich zu mir auf den Übergang und sagte Dinge, von denen ich wegen des Lärms kein Wort verstand, nur das Wort „Firma“ hörte ich mehrmals heraus. Ich fand aber vor allem die Art, wie sie ihren Lippenstift trug, auffällig. Nur in der Mitte der Ober- und Unterlippe, als hätte sie versucht, ihre Lippen kleiner zu machen, als sie waren. Während sie sprach, habe ich wahrscheinlich die ganze Zeit nur verlegen gelächelt und auf ihre geschminkten Lippen gestarrt. Plötzlich neigte sie ihren Kopf zu mir, presste mir einen schnellen Kuss auf die Lippen und ging.

Ich begriff nicht, was geschehen war. Ich ging zurück an meinen Platz. Befühlte meine Lippen und besah meine Finger, ob sich noch ein Rest Lippenstift daran befand.

So etwas war mir schon lange nicht mehr passiert. Ich legte es auch gar nicht darauf an. Wie zum Geier sollte ich mich jetzt die nächsten Stunden ihr gegenüber verhalten? Ich verfluchte meinen Chef und die Umstände, die dazu geführt hatten, dass ich für eine unsinnige Dienstreise, von der niemand etwas haben wird, in diesen Zug gestiegen war.

Der Zug erreichte sein Ziel. Wir stellten einander offiziell vor. Sie zählte ein paar Sachen auf, die sie in der Stadt evaluieren wollte, und andere, die wir uns ansehen sollten. Wir vereinbarten, uns in zwei Stunden zu treffen. Ich begleitete sie noch bis zum Eingang ihres Hotels, dann verabschiedete ich mich, ich müsse dringend vor unserem Treffen noch ein paar Dinge erledigen. Nichts an ihrem Verhalten deutete auf den schnellen Kuss im Zug hin. Ich begann zu zweifeln, ob es überhaupt ein

Kuss gewesen war. Wusste ich vielleicht einfach nicht mehr, wie Menschen miteinander umgingen und fing an, alles mögliche falsch zu interpretieren?

Zu erledigen hatte ich nichts. Ich wollte einfach nicht in ihrer Nähe sein. Ich wollte in niemandes Nähe sein. Ich wollte nur, dass alles aufhörte und ich wieder zurück in mein normales, ereignisloses Leben durfte. Ohne Aufgaben, ohne Geschäftsführung, ohne Küsse von eigenartig geschminkten Lippen.

Ich vertrat mir ein wenig die Beine in der Gegend unseres alten Hauses. Ich wollte herausfinden, was von früher noch übrig war und ob ich den Weg zu unserem Haus noch leicht finden würde. Die Stadt jedenfalls war noch da. Bei meinem letzten Besuch vor meinem langen Wegbleiben hatte ich das Gefühl, sie stünde kurz vor dem Zusammenbruch. Kurz vorm Verschwinden. Die Bauhysterie nahm sich allen verfügbaren Raum. Gebäude und Riesenklötze säumten jetzt jede Straße. Idiotischerweise hatte ich geglaubt, die Stadt würde das alles nicht aushalten und daran zugrundegehen. Einem Bürgerkrieg zum Opfer fallen, einem Erdbeben, einer Flutwelle, die alles wegfegen würde. Aber nichts dergleichen war geschehen. Es gibt eine Zeit im Leben, meist ist es die Jugend, da glaubt man, entweder verhält sich die Welt so, wie man es sich vorstellt, oder sie bricht zusammen und löst sich auf. Mit der Zeit aber bricht man selbst zusammen und löst sich auf, während die Welt vollkommen übergangslos von einer Hysterie in die nächste gleitet.

Ich erkannte Einiges wieder, an dem ich mich orientierte. Doch jedes Mal, wenn ich einer Spur folgte, führte sie mich ins Nichts. Manchmal wiederholten sich die Zeichen. Als würden sie sich klonen. Oder als hätten die neuen Bauherren der Stadt sie geklont, als Köder, für plötzliche Rückkehrer wie mich, die hier nach Dingen suchen, die sie vor langer, langer Zeit zurückgelassen hatten. Sie stürzen einen in eine Art Memoryspiel, das nirgendwohin führt, außer dazu, dass man sich verirrt und von einem bedrückenden Gefühl der Fremdheit befallen wird.

Plötzlich kam ich mir ganz dünn vor. Und ich musste pissen. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da habe ich auf mein Gewicht geachtet. Hatte immer geguckt, wie viel ich abnahm, wie viel ich zunahm. Doch diese Zeiten waren vorbei. Aber jetzt, müde, wie ich war, kam mir meine Kleidung plötzlich um ein Vielfaches zu weit vor. Meine Hose rutschte mir fast runter. Ich legte einen Schritt zu, um es rechtzeitig zu meinem Termin zu schaffen. Dafür musste ich über die Gleise, aber wie es schien, fand gerade ausgerechnet am Gleisübergang eine ziemlich große Schlägerei statt. Schreie, Flüche und Steine flogen durch die Luft. Ich ging etwas weiter und versuchte, an anderer Stelle rüber zu kommen, doch das Geschrei riss nicht ab. Männer rannten mit Stöcken und langen Messern umher, manche trugen sogar Gewehre. Sie brüllten anderen Männern auf der

gegenüberliegenden Seite Beleidigungen zu. Es hagelte Steine und jetzt sogar Molotowcocktails, und mein Drang zu pissen wurde immer heftiger. Ich stellte mich in einen Winkel und wollte gerade anfangen, doch die kreuz- und querfliegenden Backsteine ließen auch diese Ecke nicht verschont. Beim Pissen getroffen werden wollte ich auf keinen Fall. Meine Hose schlotterte mir immer mehr um die Beine, eigentlich musste die schokoladenfarbige Repräsentantin längst vor dem Hotel auf mich warten. Die Schlägerei schien sich auszuweiten. Würden diese tobsüchtigen Männer sie sehen, sie würden sie sicher an Ort und Stelle auffressen. Egal. Hauptsache, ich höre endlich auf, dünner zu werden und kann endlich pissen. Wenn das so weitergeht, ende ich noch als Pissfleck auf einer Mauer in meiner alten Stadt, in der ich so lange nicht mehr gewesen bin.

